
Till R. Kuhnle

Plaidoyer pour les intellectuels?
Eine Polemik in Sachen Geisteswissenschaften

Über der Gesellschaft steht ein gigantischer Monopolbetrieb. Das Monopol hat den Gipfel seiner Macht erreicht. Mit ihm einher geht ein zur Perfektion getriebener Prozess der Ausdifferenzierung: Es ist die konsequent durchorganisierte Arbeitsteilung in allen gesellschaftlichen Bereichen. Dem Monopol untersteht auch die „Société Générale de Crédit instructionnel“. Diese umfassende Bildungs- und Forschungseinrichtung treibt die praxisbezogene Ausdifferenzierung der Wissenschaften voran. Nützlichkeit heißt das oberste Gebot. So erhalten im Jahr 1963 die „classes de rhétorique“ einen KW-Vermerk. Die klassische Philologie muss ebenso den modernen Fremdsprachen weichen wie die Auseinandersetzung mit der eigenen Sprache: „Les langues vivantes, sauf le français, étaient très en faveur; on leur accordait une considération spéciale; un philologue passionné aurait pu apprendre là les deux mille langues et les quatre milles idiomes dans le monde entier“.¹ In den Philologien triumphiert eine kulturfeindlich gestimmte angewandte Sprachwissenschaft. Der literarische Kanon ist für die Gesellschaft obsolet geworden: „Si personne ne lisait plus, du moins tout le monde savait lire, écrire, même [...]“.² Mit dem Niedergang der „classes de rhétorique“ ist die Möglichkeit auf immer verloren, das Bildungsgut zu synthetisieren, aber auch die Fähigkeit zu echter Kommunikation. An die Stelle von Literatur tritt eine Unterhaltungsindustrie, die ihre Autoren zur massenhaften Produktion von Theaterstücken nach einem bestimmten Schema antreibt.

Dieses Horrorszenarium lässt erschauern, stammt es doch aus der Feder jenes Autors, dessen Vorhersagen inzwischen vielfach Realität geworden sind: Jules Verne. Sein Held irrt durch das entseelte *Paris au XX^e siècle*. Die Bibliotheken führen nur noch unzählige Fachbücher zu Details

1 J. Verne, *Paris au XX^e siècle*, Paris s.d. [Erstv. 1994], S. 30.

2 Ebenda. S. 28.

naturwissenschaftlicher Forschung, doch kein einziges Werk aus dem literarischen Kanon. Und auch der kleine Kreis musisch interessierter Freunde hat nicht lange Bestand, müssen doch alle um ihren Lebensunterhalt in der zur Megamaschine gewordenen Stadt bangen. Die Anti-Utopie Vernes ist eine melancholische Parodie, in der das *Second Empire* und eine saint-simonistisch geprägte Ökonomie zu Ende gedacht werden. Das Buch der Bücher ist ein gigantisches Rechnungsbuch! Bücher ohne Gebrauchswert hingegen verschwinden. Verne hat hier einen alten Topos millenaristischer Sekten aufgegriffen: Das neue Zeitalter wird durch das Vernichten der alten Bücher eingeleitet.³ Das Verschwinden der Bücher trägt hier zu jener Entwurzelung bei, durch die der Mensch erst zu einem „eindimensionalen“ (H. Marcuse) Wesen wird:⁴ manipuliert bis zur äußersten Reduktion auf seinen „Gebrauchswert“. Und der Rhetorik beraubt, wird selbst in einer polyglotten Welt die Sprache „eindimensional“.

Nun blicken wir auf das 20. Jahrhundert zurück und fragen: Ist Vernes Horrorszenarium Wirklichkeit geworden? Es wäre verwegen, an dieser Stelle eine globale Bestandsaufnahme des vergangenen Jahrhunderts der literarischen Fiktion aus dem 19. Jahrhundert entgegenzuhalten. Doch die Lektüre hinterlässt einen schalen Nachgeschmack: In der Tat leben wir in einer Gesellschaft, die dem Götzen der „utilité“ huldigt. Vor allem aber Geisteswissenschaftler müssen aufhorchen, denn mit dem Niedergang der „classes de rhétorique“ ist nichts anderes gemeint als der Niedergang ihrer Fakultäten, das Vergessen ihrer Kompetenzen. Vernes Roman schildert diesen Niedergang als ein Symptom. Sein Plädoyer für die „classes de rhétorique“ geht auf in einem Plädoyer gegen eine ausschließlich dem wissenschaftlichen und technischen Fortschritt dienende, zutiefst menschenfeindliche Gesellschaft. Mit anderen Worten: Es ist ein Plädoyer für den kreativen Geistesarbeiter, den Intellektuellen, der mit den „classes de rhétorique“ verschwindet.

Ein Blick in die Gegenwart zeigt: Noch sind wir nicht an diesem Punkt angelangt. Aber immerhin befinden sich die geisteswissenschaftlichen Fakultäten eindeutig in der Defensive, weil sie im Zeichen einer globalisierten Ökonomie ihren „Gebrauchswert“ nicht mehr zu bestimmen vermögen. Doch sind es allein die veränderten ökonomischen Bedingungen, von denen Gefahr ausgeht? Oder haben die Geisteswissenschaften, da gegenüber der Welt schon längst sprachlos geworden, ihre Ohnmacht selbst verschuldet?

3 Vgl. G. Haddad, *Les Folies millénaristes. Les biblioclastes*, Paris 2002, S. 59.

4 Zu Saint-Simonismus und Positivismus vgl. H. Marcuse, *Der eindimensionale Mensch. Studie zur Ideologie der fortgeschrittenen Industriegesellschaft*, Neuwied 141980, S. 187f.

Anders als die Theologie, aus deren Knechtschaft sie sich als Philosophie einst befreite, erheben die Geisteswissenschaften nicht den Anspruch auf eine exklusive Wahrheit. Sie müssen sich gegen andere „Wahrheiten“ behaupten – so etwa gegen die von Naturwissenschaft und Nationalökonomie. Jedenfalls sind sie Teil einer Zivilisation, die – so Michel Foucault – nach einem freien, durch keine Rituale gebundenen *ordre du discours* strebt. Den extremen Gegenpol zu einem freien Zirkulieren der Rede bildeten archaische Gruppen, deren Rituale eine starre Tradition fixieren:

D'un fonctionnement en partie différent sont les « sociétés de discours » qui ont pour fonction de conserver ou de produire des discours, mais pour les faire circuler dans un espace fermé, ne les distribuer que selon des règles strictes et sans que les détenteurs soient dépossédés par cette distribution même. Un des modèles archaïques nous en est donné par ces groupes qui possédaient la connaissance des poèmes à réciter, ou éventuellement à faire varier et à transformer ; mais cette connaissance, bien qu'elle eût pour fin une récitation au demeurant rituelle, était protégée, défendue et conservée dans un groupe déterminé, par les exercices de mémoire, souvent fort complexes, qu'elle impliquait [...].⁵

Doch auch eine freie Publizistik mit ihrem „ordre du discours libre et publié“ sei nicht frei von solchen Zwängen. Die Institutionen des Schreibens wie Verlage oder die Person des Autors seien durchaus einer *société de discours* unterworfen, die zwar nicht über eindeutige Konturen verfüge, dafür aber einen nicht minder wirksamen Zwang ausübe.⁶

Deutlicher als in der freien Publizistik wirken an den Fakultäten – und dies im besonderen Maße an den geisteswissenschaftlichen – solche *sociétés de discours*, die ihre Tradition durch Rituale absichern. Von der ersten Seminararbeit bis zur alles entscheidenden Habilitation findet die Einübung in die von der *société de discours* geforderten Regeln statt, Regeln, die einem bestimmten Kanon von *discursivités* (der Rhetoriker würde von *topica* sprechen) untergeordnet sind. Dem entspricht die streng ritualisierte Laufbahn des Hochschullehrers. Angesichts der längst zum Selbstzweck gewordenen Rituale gibt sich die *scientific community* zusehends indifferent gegenüber den Inhalten der Forschung – solange sie sich dem Regelwerk der jeweiligen *société de discours* fügen.

Für die modernen Geisteswissenschaften gilt – zugegeben: *mutatis mutandis* – nicht weniger als für die Klerikerausbildung charakteristische „standardisierte Unpersönlichkeit des Denkens“. Dieses Diktum stammt von Eugen Drewermann, der nachdrücklich darauf hinweist, dass etwa die

5 M. Foucault, *L'Ordre du discours. Leçon inaugurale au Collège de France prononcée le 2 décembre 1970*, Paris 1971, S. 41f.

6 Ebenda. S. 42f.

Beschäftigung mit Philosophie im Studium der Theologie lediglich einem „Übersichtsdenken“ zuarbeitete, das nur dem „Zwecke der eigenen Ideologiebildung“ diene.⁷ Für die nicht-theologischen geisteswissenschaftlichen Disziplinen gilt indes nicht minder: Fachübergreifendes Arbeiten findet seine Grenzen immer in den von der jeweiligen *société de discours* bestimmten Regeln (das Weidwerk würde von „Revier“ sprechen) statt. Daraus erklärt sich auch der Umstand, dass die in den letzten Jahren vielgepriesene Interdisziplinarität sich meist darauf beschränkt, den kleinsten gemeinsamen Nenner unter den beteiligten Disziplinen als Schnittmenge ihrer Topoi auszudrücken – oder sogar bloßes Lippenbekenntnis zu bleiben.

Die geisteswissenschaftlichen Fakultäten – wie auch die übrigen – sind ähnlich hierokratisch organisiert wie die Kirche mit ihrem ideologisch fixierten Denken, „das, statt von lebendigen menschlichen Erfahrungen, von der Absolutsetzung der eigenen Inhalte ausgeht. Gerade der Stand der Kleriker aber lebt von dieser Absolutsetzung – sie bildet die Grundlage seiner eigenen Bedeutung und Bedeutsamkeit [...]“.⁸ Die von Drewermann hier dargestellte Haltung des Klerikers lässt sich ohne weiteres auf die Hochschulen im allgemeinen und die geisteswissenschaftlichen Fakultäten im besonderen übertragen – es sei nur an Pierre Bourdieus brillante Studie zum *Homo academicus* (Paris 1984) erinnert. Das Absolutsetzen der eigenen Inhalte und das Festhalten an tradierten Qualifikationsprofilen erweisen sich schließlich als die eigentliche Ursachen dafür, dass die Geisteswissenschaften seit dem letzten Drittel des vergangenen Jahrhunderts zusehends in die Defensive geraten sind.

Entsprechend entwickelten sich in den letzten Jahrzehnten geisteswissenschaftliche Publikationen selbst noch mit niedrigsten Auflagenzahlen zu Ladenhütern. Sie neigen dazu, die individuelle Arbeit topisch so zu situieren, dass sie letztlich nur noch die ständig anschwellenden Bibliographien um eine weitere Rubrik bereichert – Bibliographien, die ihrem möglichen Beitrag zum wissenschaftlichen Dialog gegenüber völlig indifferent sind. Hier soll kein Missverständnis entstehen: Philologisch gründliches Arbeiten ist die unabdingbare Bedingung für eine jede Geisteswissenschaft, doch die Berufung auf dieselbe darf nicht zum Instrument einer ausschließlich auf Selbsterhalt ausgerichteten Diskurses werden. Indes erscheint zusehends als verdächtig – und damit der individuellen Karriere hinderlich –, was sich den engen Regeln der jeweiligen Disziplinen nicht fügt oder gar außerhalb anerkannter Organe erscheint. Und schnell erhalten Schriften,

7 E. Drewermann, *Kleriker. Psychogramm eines Ideals*, München ⁵1992, S. 123.

8 Ebenda. S. 117.

die über den Tellerrand schielen, Etikette wie „zu feuilletonistisch“, „zu literarisch“, „zu intellektuell“, „zu essayistisch“ oder „zu verschoben“ angeklebt. Eine gnadenlose Praxis des Wertens und Klassifizierens wissenschaftlicher Arbeiten lässt das dialektische Salz der Diskussion stumpf werden. Die Kriterien werden dabei aus dem exklusiven Fundus des nach den Maßgaben der jeweiligen Disziplinen aufgearbeiteten und archivierten Wissens geschöpft.

Die mitunter heftig geführten Methodendiskussionen dürfen nicht über diesen positivistischen Grundkonsens in den Geisteswissenschaften hinwegtäuschen, der zur Obsession geraten ist: Steht doch hinter der genannten Praxis eine Vorstellung vom „Gebrauchswert“ wissenschaftlicher *technè* und von „objektiven“ Kriterien, die sich indes allein an den irrationalen Vorgaben eben jener Obsession messen. Vom einzelnen Forscher wird verlangt, sich nur keine Blöße zu geben: Irrtümer und Abweichungen werden nicht als Quell neuer Erkenntnis, als Ansporn zum Dialog gesehen, sondern lediglich als willkommene Waffe, die sich nach Bedarf gegen den Urheber einsetzen lässt. Die Angst, durch das Autodafé von Gutachtern und Rezensenten für immer aus der *scientific community* – und damit aus der jeweiligen *société de discours* – verbannt zu werden, treibt gerade dem Nachwuchswissenschaftler eine Schere in den Kopf. Die Folge ist eine „ontologische Verunsicherung“,⁹ vor der nur die vermeintlich intakten Strukturen einer akademischen Idylle bewahren....

Auf die Herausforderungen durch die Gesellschaft reagieren die Vertreter der Geisteswissenschaften zumeist mit Larmoyanz, stehen doch ihre Bedeutung und Bedeutsamkeit auf dem Spiel. Den unzähligen „Streitschriften“ ist es bislang nicht gelungen, sich in der Gesellschaft nachhaltig Gehör zu verschaffen – richten sie sich doch vorrangig an Geisteswissenschaftler (so auch vorliegende Polemik....). Selbst provokative Titel dürfen nicht darüber hinwegtäuschen, dass es um die Verteidigung der akademischen Idylle geht.¹⁰ Der Feind steht draußen vor der Tür – im Inneren herrscht die heile Welt! Der Deutsche Hochschullehrerverband und mancher Fachverband erfüllen die Funktion einer reformunwilligen Kirche. Kein Wunder, dass das Bundesministerium für Bildung und Forschung nahezu unbehelligt ein Hochschulrahmengesetz verabschieden konnte, das mittelfristig dem Gedanken der Universität den Todesstoß versetzt. Nun steht der Feind tat-

9 Zum dem aus der daseinsanalytischen Psychologie stammenden Begriff „ontologische Sicherheit“ bzw. „ontologische Verunsicherung“ vgl. Drewermann (Anm. 7), S. 47 und A. Giddens, *Konsequenzen der Moderne*, Frankfurt a. M. 1995, S. 117-120.

10 Vgl. T. R. Kuhnle, „Beispiel Frankreich? – Kontrastive Überlegungen zu einer Reform der Hochschullehrerlaufbahn in den Geisteswissenschaften“, in: *Grenzgänge* 4 (1995), S. 155-168, Fn. 14.

sächlich vor der Tür – und nützt die selbstverschuldete Unmündigkeit der Hochschulen.

Der neue bildungspolitische Konsens wird von der Rhetorik der Wirtschaft bestimmt: Universitäten seien wie Unternehmen zu betrachten und dem gnadenlosen Mechanismus der Konkurrenz auszuliefern. „Entbürokratisieren“ heißt die Zauberformel! Paradoxerweise wird jedoch zunächst den ohnehin schwerfälligen Selbstverwaltungsgremien der Universitäten noch ein weiteres Gremium übergestülpt: der Hochschulrat – an manchen Hochschulen lediglich eine ABM für Honoratioren. Nein, eine Universität ist kein Wirtschaftsunternehmen. Sie hat als Institution für Forschung und Lehre eine gesellschaftliche Aufgabe zu erfüllen. Und die Rahmenbedingungen hierfür zu schaffen, ist die Pflicht der demokratisch legitimierten Instanzen – kurz: des vielgeschmähten Staates.

Angesichts des allseits verinnerlichten neoliberalen Paradigmas, das offensichtlich nunmehr die unterschiedlichsten Gruppen und Strömungen in der Gesellschaft auf ihr Banner geschrieben haben, sollte man sich einen Ausruf von Marx- und Engels ins Gedächtnis rufen:

Die Bourgeoisie, wo sie zur Herrschaft gekommen, hat alle feudalen, patriarchalischen, idyllischen Verhältnisse zerstört. Sie hat die buntscheckigen Feudalbande, die den Menschen an seine natürlichen Vorgesetzten knüpften, unbarmherzig zerrissen und kein anderes Band zwischen Mensch und Mensch übriggelassen als das nackte Interesse, als die gefühllose „bare Zahlung“. Sie hat die heiligen Schauer der frommen Schwärmerei, der ritterlichen Begeisterung, der spießbürgerlichen Wehmut in dem eiskalten Wasser egoistischer Berechnung ertränkt. Sie hat die persönliche Würde in den Tauschwert aufgelöst und an die Stelle der zahllosen und wohlverordneten Freiheiten die eine gewissenlose Handelsfreiheit gesetzt.¹¹

Was ist Konkurrenz? Sie bedeutet das Streben danach, den anderen zu übertrumpfen. Für das Gemeinwohl bleibt lediglich das Surplus, das in Ausmaß und Qualität indes den Wechselbädern der Konjunktur ausgeliefert ist. Doch zu welchem Zweck bedienen sich die Geisteswissenschaften einer Rhetorik der Konkurrenz? Doch offensichtlich nur, um sich – vergeblich – aus der Defensive zu befreien. Die Zauberworte, von denen sich Bedeutung und Bedeutsamkeit erhoffen, heißen „Interdisziplinarität“ und „Internationalisierung“. Nicht nur, dass die Interdisziplinarität meist schon an der Sprachlosigkeit zwischen den Disziplinen scheitert; erschwerend kommt noch hinzu, dass der Begriff „Interdisziplinarität“ oft die Unterwerfung unter den Disziplinen völlig fremde – politische und ökonomische – Vorgaben besiegelt. Dagegen hilft auch wenig der Ruf nach Internationalisierung

11 K. Marx/F. Engels, *Manifest der Kommunistischen Partei*, in: MEW 4, Berlin 1969, S. 459-493, S. 464f.

– als ob aufrichtiges Denken je an den Ländergrenzen halt gemacht hätte –, steht doch dahinter der Gedanke, möglichst präsent zu sein auf einem zur bloßen Tauschbörse mutierten Forum, das von wechselnden Moden dominiert wird, Moden, die sich um das Anliegen einer seriösen Hermeneutik wenig scheren.

Es ist also ein Leichtes, den Ausruf von Marx und Engels auf die Universitäten, insbesondere aber die geisteswissenschaftlichen Fakultäten zu beziehen. In Gefahr ist die von ihnen gehegte akademische Idylle. Dem steht eine Utopie von einer anderen akademischen Idylle entgegen, die im universitären Diskurs zwar noch als nostalgische Erinnerung fortlebt, aber an den Hochschulen längst über keine Heimstatt mehr verfügt. Es ist die Utopie der fortschreitenden Aufklärung, ein Vorgang, der – wie Peter Sloterdijk pointiert – zwei Seiten hat:

[...] den Beitritt zur besseren Position und den Abschied von der Vormeinung. Eine Ambivalenz der Gefühle ist hiermit gegeben: ein Gewinn und ein Schmerz. Die Utopie des liebevollen Dialogs sieht diese Schwierigkeit voraus. Der Schmerz wird erträglich im Bewusstsein, dass er kollegial und freiwillig hingenommen werden kann als Preis der Gemeinsamkeit. Der „Verlierer“ darf sich als der eigentliche Gewinner sehen. So ist das aufklärerische Gespräch im Wesen nichts anderes als ein Arbeitsringen der Meinungen und ein forschender Dialog zwischen Personen, die sich unter eine Friedensregel a priori stellen, weil sie nur als Gewinner, als Erkenntnis- und Solidaritätsgewinner aus der Begegnung hervorgehen können. Darum wird die Trennung von der Vormeinung als verwindbar unterstellt. Ein akademisches Idyll, wie gesagt; zugleich aber die regulative Idee einer jeden Aufklärung.¹²

Wie fern ist doch die universitäre Welt von dieser Utopie – und in großen Schritten entfernen sich die Fakultäten immer weiter von ihr! Das marktwirtschaftliche Prinzip fordert die Messbarkeit des Outputs, fordert Wachstum – *publish or perish* heißt die eine fortschreitende Aufklärung erstickende Devise.

Wichtigstes Instrument des „forschenden Dialogs“ ist Kritik im Sinne echter Aufklärung, Kritik, die auch einer zu widerlegenden These zugeht, eine Etappe auf dem Weg zu neuen Erkenntnissen zu sein. Durch philologische Akribie unterscheidet sich geisteswissenschaftliches Arbeiten vom – zu unrecht geschmähten – Essay. Allerdings muss diese sich angesichts der Flut von Informationen von dem Wahn der Vollständigkeit verabschieden. Eine solche kann – wenn überhaupt – nur noch durch eine kollektive Anstrengung erzielt werden. Philologische Akribie bedeutet also Umsicht in der Auswahl der Quellen und hermeneutisch fundierte Argumentation, die den Dialog sucht und diesen nicht – etwa mit dem präventiv-

12 P. Sloterdijk, *Kritik der zynischen Vernunft*, Frankfurt a. M. 1983, S. 49.

sen Hinweis auf Vollständigkeit und Endgültigkeit – im Keim erstickt. Statt Konkurrenz sollte der offene Streit der Fakultäten ausgetragen werden, ganz im Sinne einer nach Vollkommenheit strebenden *aemulatio*.

Hier sei noch einmal auf Peter Sloterdijk verwiesen, der Zynismus als „ein aufgeklärtes falsches Bewusstsein“ definiert.¹³ Solcher Zynismus treibt die universitäre Intelligenz in die masochistische Unterwerfung unter die Regeln eines ihrem ursprünglichen Auftrag zutiefst fremden marktwirtschaftlichen Diskurses – und letztendlich zur Aufgabe der eigenen Souveränität, ohne die es keinen Anspruch auf Gehör gibt. Hier ist Einhalt geboten! Hier ist Selbstbewusstsein statt Larmoyanz angesagt! Und man sollte stets der Worte Sartres eingedenk bleiben, wenn es in seinem *Plaidoyer pour les intellectuels* über das Verhältnis von Intellektuellen und Gesellschaft heißt:

Produit de sociétés déchirées, l'intellectuel témoigne d'elles parce qu'il a intériorisé leur déchirure. C'est donc un produit historique. En ce sens aucune société ne peut se plaindre des ses intellectuels sans s'accuser elle-même car elle n'a que ceux qu'elle fait.¹⁴

Jede Gesellschaft hat die Intellektuellen, die sie verdient. Und zugleich braucht die Gesellschaft jene Intellektuelle, die sie durch kritische Praxis vor der Sklerose bewahren, die sie in ihrer Entwicklung vorantreiben. Wo sollen die Intellektuellen noch eine Heimstatt finden, wenn nicht an einer Universität, die sich nicht dem Konkurrenzdenken verschrieben hat, die sich noch Querdenken leistet? Freilich an einer Universität, die sich nicht als ein von starren *sociétés de discours* bevölkerter Elfenbeinturm versteht, sondern an einer Universität, die durch das Erfüllen ihres Forschungs- und Bildungsauftrags in die Gesellschaft hineinwirkt, deren geisteswissenschaftliche Fakultäten Tradition und Gegenwart kritisch reflektieren.

„Ausbildung statt Bildung!“ – auf diese Formel lässt sich das Credo der derzeitigen Hochschulpolitik bringen. Indes kann die Universität nur in begrenztem Maße berufsbezogene Studiengänge anbieten: Der Markt bleibt ohnedies schneller. Der gesellschaftliche Auftrag der Universität und der geisteswissenschaftlichen Fakultäten an ihnen besteht – so paradox dies klingen mag – darin, ihre ureigensten Aufgaben zu erfüllen. Nur so können sie dazu beitragen, dass Jules Vernes düstere Vision für das 20. Jahrhundert im 21. Jahrhundert nicht zur Realität wird. Sie haben eine offene Form der Kommunikation vorzuleben und mit dieser Offenheit den Austausch mit

13 Ebenda, 38.

14 J.-P. Sartre, *Plaidoyer pour les intellectuels*, Paris 1972, S. 41.

der Gesellschaft zu suchen, in der sich ihre Absolventen zu bewähren haben.

Ihrem Auftrag können die Hochschulen allerdings nur dann gerecht werden, wenn sie sich vom Muff (der sich nach der Abschaffung der Talare rasch wieder eingestellt hat) erstarrter Strukturen befreien. Hierzu sind neue Formen der Qualifikation – etwa die Abkehr von der nicht mehr zeitgemäßen Habilitation – ebenso erforderlich wie ein neues Profil der Stellen, das nicht nur den zum biographischen Terror geronnenen lupenreinen akademischen Lebenslauf anerkennt. Das Konzept der Juniorprofessur ist dabei wenig hilfreich, da es diesen „Terror“ eher noch verstärkt (NB: Schon die Bezeichnung „Juniorprofessor“ ist an und für sich diskriminierend, haftet doch im Deutschen dem Wort „Junior“ der Ruch des Unreifen und Untergeordneten an, während der Amerikaner damit wohl eher „lower in length of service“ oder „being the younger“ verbindet). Die Entscheidungsfindung innerhalb universitärer Gremien sollte transparenter werden, so dass an die Stelle wissenschaftsfeudaler *arcana imperii* der offene Dialog treten kann, in dem innovative Ideen Gehör finden. Nur so lässt sich verhindern, dass ein aufgeblähter Verwaltungsapparat letztlich allein die Geschicke der Institutionen lenkt. Jede Reform muss indes an den Universitäten selbst ihren Ausgang nehmen, wollen diese ihre Autonomie gewahrt wissen. Schließlich hat nicht ein im Sinne der Aufklärung geführter Streit der Fakultäten, sondern der unter dem Deckmantel ökonomischer Imperative gänzlich zum nihilistischen Machtgerangel mutierte Streit der Gremien und Konferenzen den anstehenden hochschulpolitischen Kahlschlag heraufbeschworen. Verlieren die Universitäten – nicht zuletzt die Geisteswissenschaften (*sciences humaines, humanities*, vulgo „Kulturwissenschaften“) an ihnen – endgültig ihr Selbstbewusstsein und damit ihre Handlungsfähigkeit, dann müssen sie scheitern. Statt von den vielbeschworenen Gesetzen des Marktes getrieben zu werden, sollten sie sich als Forum bewähren: Der dort stattfindende freie Austausch von Diskursen ist die „akademische Idylle“ – und nicht der ausschließlich mit seiner Verteidigung beschäftigte Elfenbeinturm.

Jules Vernes düstere Vision für das 20. Jahrhundert darf nicht im 21. Jahrhundert zur Realität werden!